

Nr. 269. Bromberg, den 27. November 1929.

Der Buchstabe „E"

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

(15. Fortsetzung.) ——

„Sicherlich, sie weiß doch, daß ihr Verlobter für verunglückt gilt. Vielleicht würde auch Krebs mit der Wahrheit herausrücken, wenn wir ihm sagen würden, daß wir wüßten, daß der Unfall bloß vorgetäuscht wurde."

„Schon möglich, jedenfalls müssen wir uns das überlegen", meinte meine Kusine. „Wenn wir nur Erika dazu bringen könnten, uns einen Fingerzeig zu geben. Sie muß einen furchtbaren Schrecken erlitten haben, daß sie in einem solchen Zustand ist."

„Sie ist in Gefahr, so wie ich", sagte ich. „Dafür ist dieser Brief Annas Beweis genug."

„Ja, er enthält eine merkwürdige Warnung, auch ist interessant, daß deine Person erwähnt wird", meinte Elsie. Eben kam Doktor Fleming mit der Wärmeflasche aus dem Krankenzimmer zurück und bat uns, sie wieder zu füllen. Ich machte das Wasser in einem Kessel über dem Kaminfeuer heiß, füllte die Flasche und trug sie dann ins Krankenzimmer hinein.

Erika lag noch immer bewußtlos mit geschlossenen Augen da, das Gesicht von Totenblässe überzogen. Fleming, der neben ihr saß, hielt sie bei der Hand. Ich wartete schweigend, bis er die Wärmeflasche wieder unter ihre Füße gelegt hatte, dann drehte ich mich um und ließ ihn mit der Kranken allein.

Um drei Uhr früh kochte uns Elsie einen Tee. Fleming hatte mit einem Kollegen im Spital telephonisch gesprochen und ihm mitgeteilt, daß er durch einen Krankheitsfall aufgehalten worden sei. Ich zog die Jalousie auf und machte einen Blick auf die mir wohlbekannte Aussicht aus meinem Fenster auf den St. James-Park, der in tiefem Schweigen dalag. Es regnete noch immer in Strömen und das einzige Zeichen von Leben war ein einsamer Schutzmann in seinem triefenden Regenmantel, der in einiger Entfernung vorbeischlenderte.

Die Stunden schlichen dahin; immer wieder warfen Elsie und ich einen Blick auf die Uhr, die auf dem Kaminsims stand, doch die Zeiger rückten nur langsam vorwärts. Das Schlagwerk hatte ich bereits abgestellt, damit die Kranke nicht gestört würde.

Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick ins Krankenzimmer, doch alles blieb beim alten. Geduldig saß Fleming bei der Kranken und horchte auf ihre Atemzüge; aus seinem Gesichtsausdruck konnte ich entnehmen, daß er den Fall für sehr ernst hielt. Er flößte ihr noch zweimal Branntwein ein, doch ohne Erfolg.

Immer wieder besah ich mir das rote Papier mit dem unerklärlichen Zeichen darauf. Was sollte es darstellen? Warum war es zu einer Kugel zusammengeballt worden, wenn nicht aus dem Grunde, um es zu verbergen oder zu vernichten?

Ich besprach den Fall mit Elsie in diesen langen, schleichenden Stunden, während wir auf den Anbruch des Tages warteten, doch konnten wir keine Lösung finden.

17. Kapitel.

Erika enthüllt die Wahrheit.

Es war Morgen geworden. Doktor Fleming, der einen Sprung ins Spital gemacht hatte, um sich zu rasieren und zu baden, war wieder zurückgekehrt und fand keine Veränderung an seiner Patientin. Sie schien sich in dem gleichen schlafsüchtigen Zustand zu befinden, wie damals in jener Dezembernacht, als man sie zur Polizei gebracht hatte.

Auf meinen telephonischen Anruf hin erschien Curtis gegen halb zehn Uhr und ich erzählte ihm alles, was vorgefallen war. Er war überrascht. Elsie ließ ihn einen Blick in mein Schlafzimmer werfen, in welchem Erika lag, dann zeigte ich ihm den Brief, die Visitenkarte und das rote Papier, das wir gefunden hatten.

„Mein lieber Ralph, das Geheimnis wird mit jedem Tage undurchdringlicher. Diese Drohungen gegen dich gefallen mir nicht."

Ich lachte.

„Ich mache mir nichts aus ihnen und habe keine Angst, solange ich meine Pistole bei mir habe. Gott sei Dank habe ich schießen gelernt."

„Ja, in einem offenen Kampf magst du dich verteidigen können", erwiderte Curtis. „Doch vergiß nicht, daß hier nicht von einem offenen Kampf die Rede ist. Nicht einmal Erika will dir die Wahrheit enthüllen, obwohl wir festgestellt haben, daß der Unfall in den Alpen vorgetäuscht wurde. Wenn Lord Runsnick die Wahrheit kennt, warum gibt er dann vor, daß seine Tochter ums Leben gekommen sei?"

„Du hast recht. Wir haben nach und nach Tatsachen festgestellt, die uns, wie ich hoffe, in absehbarer Zeit auf die Wahrheit bringen werden," sagte ich.

Nach einem Blick auf die Uhr erklärte er, daß er in sein Bureau gehen müsse und schärfte mir ein, ihn anzurufen, sobald Erika wieder zum Bewußtsein gekommen sei. Dann gab er Elsie einen Kuß und ging.

Um ein Uhr begab sich Fleming wieder ins Spital, versprach aber, nach dem Lunch wiederzukommen, während Elsie das bewußtlose Mädchen betreute, das ich so innig liebte. Von einer in einem nahegelegenen Gasthaus hastig eingenommenen Mahlzeit zurückgekehrt, warf ich eben einen Blick in die Zeitung, da rief mich plötzlich meine Kusine und ich eilte zu ihr ins Krankenzimmer.

Erika hatte sich aufgerichtet und starrte mich mit wildem Blicke an.

Dann wanderte ihr Blick in dem ihr ungewohnten Zimmer umher, worauf sie mich mit weitaufgerissenen Augen anstarrte, dann sank sie wieder auf ihre Kissen zurück und verfiel nach einem tiefen Seufzer abermals in Bewußtlosigkeit.

Ich stürzte ans Telephon und war nach kurzem Warten mit Doktor Fleming verbunden.

„Ausgezeichnet!" erklärte er. „Das ist ein gutes Zeichen, sie wird wieder aufwachen, stören Sie sie aber nicht und sprechen Sie auf keinen Fall mit ihr. Lassen Sie sie ruhig liegen, in einer halben Stunde bin ich wieder dort. Sie brauchen sich jetzt nicht mehr zu ängstigen, sie wird sich bestimmt erholen. Doch keineswegs sprechen Sie mit ihr, ich habe meine bestimmten Gründe dafür."

Ich dankte ihm und hängte den Hörer an.

Ich trat ans Fenster und blickte auf den St. James-Park hinaus. Der Vorfrühlingstag war regnerisch und unfreundlich. Statt in St. Moritz oder an der Riviera zu sein, wie ich beabsichtigt hatte, befand ich mich hier in einem wahren Wirbel gefahrvoller Ungewißheit. Ich stand noch immer im Nachdenken versunken am Fenster, als der Arzt eintrat, ins Schlafzimmer hinüberging und Elsie und mich genau ausfragte, was sich mittlerweile ereignet habe. Als wir ihm alles erzählt hatten, schien er sehr befriedigt. Dann bereitete er eine frische Medizin und flößte sie Erika ein.

Etwas nach vier Uhr zog ich mich an und ging ein wenig spazieren. Die lange Nachtwache hatte mich ermüdet, ich sehnte mich nach frischer Luft und machte einen längeren Spaziergang. Als ich zurückkehrte, empfing mich Elsie ganz aufgeregt und flüsterte mir zu:

„Sie ist wieder bei sich und hat nach dir gefragt!"

„Nach mir? Ist Fleming drinnen?"

„Nein", erwiderte sie. „Man hat ihn soeben ins Spital gerufen, doch wird er bald zurück sein. Er sagte, man sollte sie ruhig liegen lassen, in wenigen Stunden werde sie wieder ganz beisammen sein. Ich will zu ihr gehen und sie fragen, ob sie dich noch immer sehen will."

Meine Kusine verschwand, kehrte aber nach wenigen Augenblicken wieder und führte mich zu Erika hinein. Diese hatte sich in meinem Bette aufgesetzt, und als sie mich ansah, bemerkte ich in ihrem Blick einen sinnenden Ausdruck, den ich nicht beschreiben kann. Elsie hatte sie gewaschen und ihr Haar gebürstet, so daß sie reizend aussah.

„Herr Remington, ich weiß eigentlich nicht recht, was ich Ihnen sagen soll", begann sie mit schwacher Stimme, und streckte mir die Hand hin. „Ich habe Ihnen viel Ungelegenheiten bereitet und muß Sie dafür um Entschuldigung bitten."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Fräulein Courtland", antwortete ich, indem ich ihre Hand ergriff. „Ich traf Sie zufällig und als ich sah, wie erregt Sie waren, brachte ich Sie hierher in meine Wohnung, wo Sie dann in Bewußtlosigkeit verfielen."

„Sie trafen mich zufällig? Seltsam!" Sie schien zu überlegen, ob unser Zusammentreffen wirklich nur ein zufälliges gewesen war, oder ob ich sie beobachtet hatte.

„Auch Doktor Fleming war sehr nett zu mir", fuhr sie fort. „Wie seltsam, daß wir beide uns unter solchen Verhältnissen treffen mußten! Ich erinnere mich daran nur, wie an einen Traum."

„Ich sah Sie aus einem Hause in der Fitzjohns Avenue herausstürzen und folgte Ihnen."

„Ich weiß, ich lief davon — ich hatte auch Grund dazu, doch leider —." Sie brach jäh ab.

Gleich darauf fuhr sie aber fort:

„Ich muß auch der Dame hier, Ihrer Kusine, danken — wirklich, Herr Remington, Sie sind alle so lieb zu mir, ich weiß gar nicht, wie ich dafür danken soll. Doktor Fleming behauptet, ich werde heute abend wieder ganz beisammen sein. Meine Nerven jedoch haben sehr gelitten, ich kann noch nicht klar denken. Dies war der zweite Anfall, den ich hatte."

„Doch diesmal war es nur ein leichter", sagte ich froh. Gerne hätte ich sie ausgefragt, um die Ursache ihres Schreckens zu erfahren. Wir hatten aber vereinbart, nichts davon zu sagen, daß wir von dem Briefe und von dem roten Papiere wußten. Sicher würde Faßbind, wenn er von ihrem Verschwinden erführe, mit Feuereifer nach ihr suchen lassen.

Ich hatte aus dem Restaurant Tee bringen lassen, den sie im Bette trank, und bald plauderten wir drei fröhlich miteinander, denn sie hatte sich rasch erholt. Trotzdem mußte ich, so oft ich sie ansah, daran denken, welch furchtbares Geheimnis sie wohl verschwieg, das auch die Ursache für die vorgetäuschte alpine Tragödie gewesen war.

Bald hatte sie sich so weit erholt, daß sie sich ankleiden und an den Kamin in meinem Arbeitszimmer setzen konnte. Die schweren Vorhänge waren zugezogen, und es war recht gemütlich im Zimmer. Sie saß in demselben Lehnstuhl, in dem sie schon einmal gesessen hatte; ihre schmale Hand ruhte lässig auf dem Kamingitter, während sie mit uns plauderte und lachte. Hie und da trat ein seltsamer, ernster Ausdruck in ihr Gesicht, auch ihr Blick war in Momenten, in welchen sie sich unbeachtet glaubte, mit merkwürdigem Ausdruck auf mich gerichtet. Ich sah ihr an, daß sie mit mir allein sein wollte und auch Elsie schien ihren Wunsch zu erraten.

Da klingelte das Telephon. Elsie ging hin, sprach mit Curtis und kam dann wieder zurück.

„Ich muß dich jetzt verlassen, Ralph", erklärte sie. „Ich treffe mich mit Curtis in der City und er bringt mich dann nach Hause. Ich habe ihm mitgeteilt, daß Fräulein Courtland sich bereits erholt hat."

„Sie sind so lieb zu mir gewesen, daß ich Ihnen gar nicht genug danken kann", sagte Erika zu ihr.

„Sie brauchen mir nicht zu danken," versicherte meine Kusine. „Ralph befand sich in einer schwierigen Lage, da kam ich eben her und half ihm."

Einige Minuten später ging sie fort.

18. Kapitel.

Ein Geständnis.

Kaum war sie weg, wurde Erikas Benehmen mit einem Schlage ein anderes. Man sah ihr wieder an, wie nervös sie war.

„Herr Remington, das Geschick ist grausam, daß es uns wieder zusammengebracht hat," sagte sie. „Ich war ganz weg, als ich sah, daß ich mich in Ihrer Wohnung befinde."

„Warum?" fragte ich, erstaunt über ihr verändertes Benehmen.

Sie schwieg eine Weile und blickte mir voll ins Gesicht. Dann sagte sie mit gequälter Stimme:

„Herr Remington, ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, aber ich muß es Ihnen sagen. Obwohl Sie mein aufrichtiger Freund waren, dürfen wir uns von heute an nicht mehr sehen."

„Nicht mehr sehen?" wiederholte ich erstaunt.

„Sie müssen London verlassen! Verreisen Sie — irgend wohin, wo Ihre Feinde Sie nicht finden können und wo Sie in Frieden und Sicherheit leben können."

„Was wollen Sie damit sagen, Fräulein Courtland?" fragte ich und tat so, als wisse ich nichts von dem warnenden Brief, den sie von Anna Huber erhalten hatte.

„Ich will damit nur sagen, daß Ihr Leben in großer Gefahr schwebt. Ihre Feinde werden Sie verfolgen, bis Sie ihnen zum Opfer fallen. Sie sind erbarmungslos in ihrem Haß und wollen Ihren Tod!"

„Liebes Fräulein Courtland, ich bin kein Feigling", erklärte ich. „Warum sollten mich die Leute so hassen? Ich habe niemandem ein Leid getan, soweit ich mich erinnern kann."

„Sie glauben aber, daß Sie ihnen hinter das eine oder andere Geheimnis gekommen sind, deshalb soll Ihr Mund verstummen."

„Ein Geheimnis", wiederholte ich. „Was für ein Geheimnis?"

„Das weiß ich nicht genau — ich weiß nur so viel, daß daß sie Ihren Tod beschlossen haben."

„Wenn ich aber die Polizei verständige, wird man mich beschützen," bemerkte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Musik, atonale Musik!

Welchen Musikfreund überliefe nicht eine Gänsehaut, wenn er an die modernsten Auswüchse dieser musikalischen Richtung denkt? Eine übertriebene, spitzfindige Dogmatik tötet jede Kunst. Und so stehen die meisten Sterblichen verständnislos diesen musikalischen Geräuschen allerletzter Richtung gegenüber und müssen gestehen, daß ihnen anscheinend ein Sinn für die Aufnahme dieser Art von Kunst fehlt. Mit Freude ist es daher zu begrüßen, wenn sich auch einmal ein weißer Rabe unter den jungen deutschen Musikern findet, der sich mutig zu Melodie und Harmonie bekennt.

Ein solcher weißer Rabe ist der Dresdener Komponist Dr. Kurt Beythien (geb. 1897), der von sich selber sagt, daß die Richtlinien, welche die großen deutschen Musiker der Klassik und Vorklassik ausgegeben haben, für ihn unverändert maßgebend seien. Ein Beweis dafür ist sein ganzes musikalisches Schaffen, z. B. sein neuestes Streichquartett E-moll op. 6, welches das bekannte Dresdener Streichquartett erstmalig öffentlich am 16. Oktober d. J. in Dresden mit allergrößtem Erfolge gespielt hat, und das dankenswerterweise am nächsten Mittwoch, dem 27. November, in der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft den Bromberger Musikkreisen zu Gehör gebracht werden soll. Freude an sinnlicher Klangschönheit hat dieses Werk geschaffen, klar gefaßte Themen sind in entzückender kontrapunktischer Feinarbeit ausgesponnen wie das Dur-Terzenthema im ersten Satze. Eigenartig trotzige Kraft spricht aus dem Allegro molto, seelenvoll ergreifend das Adagio mit seinem zuerst vom Cello aufgenommenen herrlichen Thema, in einfachen, edlen Linien ausklingend der letzte Satz.

Jedenfalls ist Beythien ein Komponist, der uns etwas zu sagen hat, und von dem wir noch Vieles zu erhoffen haben.

Quitt.

Skizze von Felix Rohmer.

Noch war der raffinierte Einbruch bei der National Bank in Nashville in aller Munde, als an einem schönen, warmen Sommertage ein junger, braungebrannter Mensch mit feingeschnittenem, klugem und freundlichem Gesicht in Memphis auftauchte, offenbar in der Absicht, sich hier für längere Zeit niederzulassen. Er mietete zunächst im erstklassigen Hotel „Mississippi South" zwei Zimmer. Der Geschäftsführer, ganz begeistert über den leutseligen, eleganten Fremden, geriet in eine längere Unterhaltung mit ihm. Dabei kam das Gespräch natürlich auch auf den Einbruch in Nashville.

„Man hat Denser auf die Fährte gesetzt", erzählte der Geschäftsführer. „Der ist sicher der beste Kriminalist, den wir hier im Süden haben, ein wahrer Bluthund. Aber diesmal hat er sich gründlich verhauen. Alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß Jack Smith es getan haben müsse. Und Denser war derselben Meinung. Doch dann wurde es ein Reinfall. Es stellte sich nämlich heraus, daß Jack in der fraglichen Zeit gerade im Gefängnis saß. Er kam erst vier Tage später heraus — also ein einwandfreies Alibi, nicht wahr?"

Der Fremde, der mit halbem Ohr, immerhin mit dem gespielten Interesse zugehört hatte, das die gute Erziehung verlangt, auch wenn es sich um etwas Gleichgültiges handelt, nickte mit dem Kopf und lächelte freundlich.

„Kennen Sie eigentlich Denser?" fragte der Geschäftsführer. „Er ist eine Berühmtheit hier unten."

„Nicht persönlich, leider", sagte der Gast. „Aber ich glaube sein Bild zuweilen in den illustrierten Blättern gesehen zu haben. Er ist breit und untersetzt, nicht wahr, mit sehr blonden Haaren und einem vierkantigen Gesicht, auffallend schmaler Nase und kleinen, fragenden Augen?"

„Richtig — ja, so sieht er aus", meinte der Geschäftsführer, überzeugt, die charakteristischen Merkmale eines Menschen noch nie in so knappen Worten dargestellt gesehen zu haben.

Der Fremde lief ein paar Tage offenbar planlos in der Stadt herum. Inzwischen ergab sich, daß Memphis für ihn durchaus nichts Unbekanntes bedeutete. Vielmehr war er sogar hier geboren, hieß James Hichory, und man erinnerte sich, daß er vor ein paar Jahren, unmittelbar nach dem kurz hintereinander erfolgten Tode seiner Eltern, mit einer Gruppe junger Abenteurer nach Alaska gegangen war, um dort sein Glück zu versuchen.

Vor seinen Kameraden von damals zeichnete sich Hichory dadurch aus, daß er das gesuchte Glück auch wirklich fand. Er warf zwar nicht mit den Dollars um sich, aber er mußte sehr wohlhabend sein. Samuel Francis hätte das gern bestätigen können. Vielleicht geschah es in Erinnerung an alte Zeiten, daß Hichory gerade Samuel Francis mit der Verwaltung seines Vermögens betraute. Es gab noch zwei oder drei sicher ebenso gute Bankhäuser in Memphis. Aber James hatte einmal mit Francis' Tochter Dora gespielt, als beide noch Kinder waren, er liebte sie dann auf knabenhafte Art, und wenn die beiden später auseinander kamen, so lag es nicht an Dora und nicht an James, sondern wohl hauptsächlich an dem Alten, der den Umgang Doras mit einem solch armen Burschen nicht wünschte.

Aber Hichory war nicht nachtragend — das zeigte sich jetzt. Und Samuel Francis hatte keine Veranlassung mehr, störend zwischen die beiden jungen Leutchen zu treten. Denn James war mindestens ebenso wohlhabend wie der Alte.

Dora war sehr glücklich über die Rückkehr ihres Jugendgespielen. Das Mädel hätte James auch geheiratet, als er noch arm war. Daß sie es nicht zu tun wagte gegen den Willen ihres Vaters — mein Himmel, wer den Alten kannte, konnte ihr daraus keinen Vorwurf machen. Selbst James tat es nicht, so sehr liebte er sie.

Knapp sechs Wochen nach seiner Ankunft galten er und Dora bereits als verlobtes Paar. Er verkehrte in Francis' Hause, als wäre es sein eigenes, wurde von allen, mit denen er in Berührung kam, geliebt, weil er zu allen freundlich war, und die offizielle Bekanntgabe de Verlobung schien nur noch eine Frage kürzester Zeit zu sein.

Ein paar Tage vor dem angesetzten Termin forderte Samuel Francis seine Angehörigen und Hichory — der ja ohnehin bald genug in den Familienkreis aufgenommen sein würde und zudem ein begründetes Interesse daran besaß, die Einrichtungen der Bank kennen zu lernen — auf, den neuen Tresor, den er kurz nach jenem immer noch unaufgeklärten Einbruch in Nashville in Auftrag gegeben hatte, anzusehen.

Es wurde fast ein Picknick. Francis' Frau kam mit Dora und den kleineren Geschwistern, dann noch ein paar Verwandte und Bekannte, alles in allem ein gutes Dutzend Personen. Der Tresor befand sich im Keller des Bankhauses. Man mußte eine steinerne Treppe hinunter steigen, die oben in den großen Kassenraum einmündete. Francis erklärte mit etwas kindlichem Stolz eingehend die Konstruktion der Wände und der aus schweren Panzerplatten gebildeten Tür und ließ sich dann über den kunstvollen Mechanismus des Schlosses aus. „Es können nur zwei Personen gleichzeitig die Türen öffnen", sagte er, „mit zwei verschiedenen Schlüsseln. Einen habe ich, den anderen hier Herr Adison, mein erster Buchhalter."

Dann wurde die Tür geöffnet. Sie drehte sich fast mühelos, trotz der ungeheuren Last, die sie in sich verkörperte. Francis ging als erster mit seinem Schlüsselbund hinein, um einen der noch besonders vergitterten Safeschränke aufzuschließen. Aber er hatte kaum den sehr beschränkten Innenraum betreten, als die Tür, wahrscheinlich durch die Unachtsamkeit eines der Kinder, sich langsam in ihren Angeln drehte und, ehe noch jemand darauf kam, sie festzuhalten, mit einem leisen, klickernden Geräusch ins Schloß fiel.

„Barmherziger Himmel!" schrie Addison, der Buchhalter, und sein aschgraues Gesicht zeigte erst den anderen, daß etwas Schlimmes geschehen sein müsse.

„Aber so schließen Sie doch auf!' schrie die Frau des Bankiers. „Mein Mann muß ja drinnen ersticken, wenn es so lange dauert."

„Ich kann nicht", stöhnte Addison, „er hat den anderen Schlüssel bei sich." Er fingerte aufgeregt und hilflos an dem Schloß herum. Die Kinder weinten leise.

„Man müßte mit einem Sauerstoffgebläse . . ." meinte einer der Gäste.

„Das dauert viel zu lange", brummte der Buchhalter schwitzend. „Außerdem — es ist eine Frage, ob man damit durch diese dicken Panzerplatten durchkommt. Sicher nicht,

sonst brauchte man ja gar nicht diesen komplizierten Mechanismus zu erfinden."

„James", sagte Dora zu Hichory, der stumm dastand, und legte den Arm um seine Schulter, „ich habe so viel Vertrauen zu dir. Kannst du meinem armen Vater nicht helfen?"

James sah sie sehr ernst an. „Gib mir einen Kuß, Dory!" flüsterte er. „Dann will ich es versuchen."

Und er küßte sie, die Überraschte, vor all den Menschen mitten auf den Mund. Dann schickte er einen Boten ins Hotel, mit dem Auftrag, ihm einen kleinen, genau beschriebenen Koffer zu bringen.

Der Bote kam nach wenigen Minuten zurück, er keuchte — der Koffer mußte sehr schwer sein. Hichory warf noch einen langen und traurigen Blick auf Dora, ehe er ihn öffnete. Da lag, vor den Augen aller, die kostspielige, aus feinstem Nickelstahl hergestellte vollständige Einrichtung eines modernen Einbrechers.

Keiner sagte ein Wort, als Hichory mit seinen blitzenden Werkzeugen fast spielerisch an der Tür des Tresors herum arbeitete. Nach vier oder fünf Minuten sagte er leise: „Fertig!" Er wartete noch, bis Addison die Tür langsam aufzog, dann nahm er seinen Koffer und ging, ohne sich umzudrehen, die Treppe hinauf.

Er hörte jemanden rufen: „James". Aber er tat, als gälte das Wort nicht ihm. Es war eine schmerzliche, süße, sanfte Mädchenstimme, die den Namen gerufen hatte.

Oben, im Kassenraum, stand ein Herr, breit und untersetzt, mit sehr blondem Haar und einem vierkantigen Gesicht. Hichory ging geradeswegs auf ihn zu. „Sie kommen zur rechten Zeit, Herr Denser", sagte er mit einem trostlosen und gequälten Lächeln.

„Glauben Sie mir, Hichory", erwiderte der Blonde, höflich den Hut lüftend, „nie vordem habe ich unter dem Beruf, den ich ausübe, und unter den Pflichten, die er mir auferlegt, derart gelitten."

Gemeinsam bestiegen die beiden Männer den draußen wartenden Kraftwagen.



Bunte Chronik



* **„Mauci", der weibliche Homunkulus.** Ein Menschlein von dem Format, an das Goethe bei der künstlichen Erschaffung seines Homunkulus im zweiten Teil der Fausttragödie gedacht haben mag, ist vor einiger Zeit auf ganz natürlichem Wege in einer Wöchnerinnenklinik in Budapest geboren worden. Ärzte aus aller Welt sind nach Budapest gekommen, um dieses, allen normalen ärztlichen und anatomischen Begriffen widersprechende kleine Wunderwesen zu besehen. Es handelt sich um einen Zwilling, den vor einem Jahre eine Arbeiterin geboren hat. Der eine Zwilling wog 1400 Gramm, die kleine „Mauci" aber gar nur 600 Gramm, beide zusammen also noch nicht einmal soviel als sonst das Mindestgewicht eines Säuglings (3500 Gramm) beträgt. Der schwerere Zwilling starb bald nach der Geburt, Mauci aber, die inzwischen ihr Gewichtchen noch auf 550 Gramm heruntergedrückt hat, lebt ganz munter weiter mit Hilfe von Muttermilch und gelegentlichen Blutübertragungen von der Mutter; und sie wird in der Klinik wie ein ganz teurer Schatz behütet. Das ist sie ja auch schon als wissenschaftliche Abnormität; außerdem ist Mauci Inhaberin des Weltrekords im Leichtgewicht. Ein Pariser Säugling mit 650 Gramm Gewicht war darin ihr Vorgänger. In Bayerns Hauptstadt München wurde einmal ein Kind von 750 Gramm geboren. Diese Fälle sind sonst sehr selten, und ein solches Kind länger als einige Stunden am Leben zu erhalten, ist vor Mauci überhaupt noch nicht gelungen. Maucis erster Geburtstag — sie hat jetzt eine Größe von ganzen 33 Zentimetern erreicht — soll dieser Tage besonders festlich begangen werden.

•

* **Die Bildung von Perlen in der Kokosnuß.** Die Tatsache, daß in Kokosnüssen Perlen entstehen können, war schon im 18. Jahrhundert einigen Forschern bekannt; das Vorkommen solcher Perlen ist jedoch eine so seltene Naturerscheinung, daß erst im Jahre 1860 eine Kokosperle zum ersten Male wissenschaftlich untersucht werden konnte. Sechs Jahre später gelang es dann einem Gelehrten, Dr. Riedel auf Celebes, zum ersten Male selbst eine Perle in einer Kokosnuß zu finden, was sehr wichtig war, da man bisher die Perlen immer nur von den Eingeborenen, denen sie zudem als Talisman galten, hatte erhalten können. Neuerdings ist es nun, wie die Berichte der Botanischen Gesellschaft melden, dem Forscher Dr. Hunger gelungen, durch eingehende Untersuchungen, und zwar an Ort und Stelle, die Entstehung der Kokosperle festzustellen, über die die Wissenschaft bisher immer noch völlig im Unklaren war. Wenn eine Kokosnuß normal keimt, so wächst der Keimling durch eines der drei in der Schale der Nuß befindlichen Keimlöcher nach außen. Nun gibt es aber auch sogenannte blinde Kokosnüsse, das heißt solche, die überhaupt kein einziges Keimloch besitzen, und in diesem sehr seltenen Falle kommt es dazu, daß als Folgeerscheinung der verhinderten Keimung die Saugorgane, die also nun nicht weiterwachsen können, sich durch die Einwirkung der Kokosmilch mit Kalksalzen inkrustieren, dadurch hart werden und sich allmählich zu Kokosperlen umformen. Die Kokosperle stellt demnach nichts anderes dar, als den in seinem Weiterwachstum gehemmten und versteinerten Überrest des Kokoskeimlings. Die Kokosperle ist, ähnlich wie die Austernperle, birnen- oder eiförmig oder auch kugelrund und besitzt eine glatte Oberfläche von milchweißer Farbe. Auch in ihrer chemischen Zusammensetzung besteht eine Übereinstimmung mit der tierischen Perle, nur fehlt der Kokosperle der Perlmutterglanz, was sie natürlich viel unscheinbarer macht als die Austernperle. Ihr Vorkommen ist, wie gesagt, so selten, daß in einer Kokosplantage, in der jedes Jahr ungefähr drei Millionen Kokosnüsse geöffnet werden, man noch nie eine Perle in einer Nuß fand.

•

* **Wird in Frankreich gefoltert?** Die Untersuchung des sensationellen Falles Rigaudion warf die Frage auf, die an das finsterste Mittelalter gemahnt: Wird in Frankreich gefoltert? Es klingt phantastisch, scheint aber dennoch wahr zu sein, daß die französische Polizei sich in gewissen Fällen Methoden bedient, die noch vor der großen Revolution durch eine Verordnung Ludwigs XVI. abgeschafft worden sind. Der französische Verbrecher weiß nur allzu gut, daß er von der Polizei geschlagen wird; wie oft erscheinen vor dem Untersuchungsrichter Leute mit blutunterlaufenen Gesichtern. Laut französischem Gesetz darf der Untersuchungsrichter einen Angeklagten nur im Beisein seines Verteidigers verhören. Das erste Verhör wird aber von der Polizei aufgenommen, und hier sollen die Zustände oft haarsträubend sein. Der bekannte Mestorino, der Mörder eines Juweliers, dessen Prozeß vor 1½ Jahren das größte Aufsehen erregte, wurde 30 Stunden lang verhört. Wenn es keine körperliche Folter war, so kann man dieses Verhör mit vollem Recht als eine seelische Tortur bezeichnen. Die Untersuchungsrichter wechselten, während Mestorino immer wieder mit derselben Frage gequält wurde. Der Angeklagte konnte kaum noch sitzen. Seine Augen waren entzündet. Er war hungrig und durstig. Man gab ihm nur eine stark gesalzene Erbsensuppe zu essen. Immer wieder mußte er die Frage hören: „Kamen Sie auf Ihr Opfer zu und versetzten Sie ihm einen Schlag auf den Kopf?" Gegen Morgengrauen wurde Mestorino ausgezogen und vor einem offenen Fenster untersucht. Man suchte angeblich die Spuren eines Kampfes. Die Untersuchung in der kalten Morgenluft dauerte unendlich lange. Nach einigen Stunden hielt es der vor Hunger und Schlaflosigkeit halb tote Mann nicht mehr aus, brach zusammen und rief mit heiserer Stimme: „Ich habe es getan!" Der vermeintliche Mörder Rigaudions, ein gewisser Almasoff, wurde drei Tage lang verhört. Sein Verteidiger behauptet, daß der Angeklagte nicht nur geschlagen worden ist, sondern anderen raffinierten Foltern ausgesetzt war. Seine Hände waren mit einer Kette so gefesselt, daß sie bluteten. Dann wurden ihm die Finger mit einem Hammer „bearbeitet", bis der Unglückliche sich in einem Tobsuchtsanfall auf die Henkersknechte stürzte. Die Empörung der französischen Presse über diese Vorgänge ist ungeheuer.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.